

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 94

Posen, den 24. April 1929

3. Jahrg.

Copyright by J. Engelhorn's Nachf. in Stuttgart.

O du Heimatflur!

Roman von Johannes Höffner.

20 Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Hinten, wo die Häuser der Armen standen und der Verkommenen, niedrig und verfallen und schief, an der Stadtmauer und in den winkligen Gassen an der Mühle und der Tuchweberei, ging eine im schwarzen Kleid, und das schwarze Haubentuch stieß auf die schmalen Schultern, ging die barmherzige Schwester von Haus zu Haus. Der Mann im Turm faltete die dürren Hände und seufzte, denn es rückte ihn aus der Zeit, und er sah Schwester Mathilde durch die Zeilen wandeln als das Leid dieser Erde, das immer und ewig auf den Füßen ist, eine Tür sucht, anzuklopfen und einzutreten, und wo es einfehrt, weinen die Menschen und schreien und wissen nicht, daß der Engel Gottes zu ihnen kommt und ihrer Seelen Freund.

Und da er seine Augen wandte, sah er Gottfriede über den Markt gehen, auch düster und dunkel und in der Farbe des Todes, unter all den Hellen und Frohen, die des Frühlings sich freuten im Frühling ihres Lebens und mit Scherzen und Lachen und flatternden Bändern sich vorüberdrängten, dahin, wo aus einem weiten, kühlen Garten die Hörner schmetterten und die Pauken dröhnten, und bedachte keiner, wie bald Schmerz und Verlust ihm nahe sein könnte wie jener, da die Strahlen von der Sonne brachen und ihr Leben finster wurde und still für viele Tage.

Nun nahm das Dunkel der Kastanien sie fort, der feuchte Schatten der breitgeästeten Kronen, die rings um die Stadt lagen als ein grüner Kranz des Lebens.

Die Sonne fiel schon dem Westen zu, und der Turmknopf von Sankt Katharinen langte mit seinem Schatten über den Markt fort und lag drüben im Europäischen Hof dem Hochzeitsvater gerade auf dem Schoß wie ein flatschiger Aschentuch, und Thaddäus Wreszinsky ließ die Zigarre aus dem Munde hängen und saß ganz still und fürchtete sich, aufzustehen, daß die runde Schüssel nicht von seinen Knien auf den Boden fiel und zerbräche, denn der Wein war ihm zu Kopf gestiegen, und er sah vieles, was ihm sonst verborgen gewesen war.

Bozena lehnte beglückt in der Ecke des rotbraunen Ripssofas, hatte ihre seligen Augen an der Zimmerdecke und den nach Brillantine duftenden Kopf ihres Malars am warmen Busen und blies von Zeit zu Zeit mit die gespitzten Lippen den Rauch fort, der von der Zigarre des jungen Chemanns ihr in die Augen stieg. Oben um den Kronleuchter tanzten die Fliegen, und unten schwer und hingebend die Paare; es war schwül, und die Köpfe waren vom Weine heiß, und die Fiedel sang: Auch ich war ein Jüngling im lockigen Haar. Der das spielte, Musikus Blieste, hielt den Kopf schief, und die köstliche Zeit seiner Jugend und seiner Liebe kam aus dem Zigarrenqualm; das Herz drehte sich ihm um und um, auf seinem kahlen Schädel stand der Schweiß wie auf einer blanken Fensterscheibe in kalter Herbstnacht, und er konnte den Bogen und die Tränen kaum halten, denn auch er hatte sich schon ein wenig übernommen. So

kam die ganze Hochzeitsgesellschaft allmählich in den Zustand, auf den die Jungen vor der Tür und auf dem Markt mit Ausdauer lauerten.

Ob der Tag auch die Höhe überschritten hatte, es blieb drückend und schwül. Am Horizont ballte sich der Dunst, und Wolken wuchsen daraus wie Federbetten, und Erdmann Herbrich rechnete aus, wann das Wetter, das mit dem Westwind zog, herauskommen würde und die heiße Erde tränken, die nach dem Regen schrie schon manchen Tag. Und wie er die müden Felder mit den Blicken abging, sah er am Fluß, wo die Liebe einen zierlichen Steig getreten hatte, zwischen Blumen und Gras, wo die Vergißmeinnicht standen und die Maßliebchen, Wegwart und Adonisröschen, Männertreu und Augentrost, Gottfriede gehen und neben ihr zur Linken Döring von Cocceji, die Attila so blau wie Rittersporn, und die silberne Verschnürung blinkte daran wie die Fische, wenn sie aus dem Wasser springen.

Unter den Kastanien hatte der Husar Gottfriede getroffen, ganz wie von ungefähr, und es war doch lauter List und Berechnung gewesen, und dann waren sie den Weg gegangen, den alle Liebe im Städtchen ging, und wußten doch nicht, wie sie dahin gekommen waren.

Gottfriede hatte den Blick am Boden, die Lippen fest aufeinander, bleich und schmal; kein Wort ging darüber hin, aber das Herz flatterte ihr in der Brust, wie das Zittergras auf der Wiese. Denn dies war die Stunde, auf die sie gewartet hatte, daß sie ihr das Glück brächte, und die doch zu spät kam, die sie nicht hatte suchen und herbeiführen mögen aus lauter Zurückhaltung und Scheu und vor der sie jetzt, da sie ungesucht vor ihr stand, bebte wie vor einem Unglück, und an der sie nun tragen würde viele Jahre, bis der Strom, der sie alle einmal hinwegnahm, auch sie dahin führen würde, wo das Herz still ward auf ewig. Ach, nun mußte sie stolz scheinen und kühl, und hätte es einst der Verke in der blauen Luft gleich tun mögen vor Seligkeit, mußte im Innersten verschließen, was nach Erfüllung rief und in der Sonne des Lebens sich hätte entfalten mögen wie die Blumen ringsum. Wenn Döring von Cocceji früher gekommen wäre! Wenn er gekommen wäre, als der Vater noch lebte, als er noch auf der Höhe seiner Kraft stand, als das Gut noch nicht kernfaul geworden war. Ach, hätte sie ihm nur einmal damals gezeigt, daß ihr Herz dem seinen Antwort gab. Aber jetzt, wo sie wußte, wie es um das Gut und sie selbst bestellt war, daß ihr Vermögen dahin sei und sie in sein Haus kommen würde als eine Schiffbrüchige, als die Tochter eines Bankrotteurs — es wühlte in ihrer Seele wie ein Schwert. Nein, lieber wollte sie in Dornen und Disteln die Füße sich blutig laufen, lieber wollte sie im Walde mit den Tieren leben — nur nicht so genommen werden! Was heute Liebe hieß, war morgen Barmherzigkeit, und in dem Kerker der Abhängigkeit starb Herz und Glück. Sie war jung gewesen. Sie hatte vor seiner Liebe gezittert. In ihren Augen hatte es gestanden: Komm nicht so früh. Und heute, ach heute mußte sie ihn fragen: Warum kommst du so spät?

In einer Altäre hatte Döring von Cocceji an diesem Sommertage im Frühling dies Herz sich holen wollen, wie einen Siegespreis auf der Rennbahn, wie eine Rose, die er auf fliegendem Pferde vom Busch am

Weg sich brach. Aber es war anders gekommen. War es die Truerverkleidung, war es ihr Ernst, zu dem die Sonne nicht paßte und Blumen und Liebesworte — etwas hatte ihm die Zuversicht genommen, und sein Werben ging in schwerem Schritt.

Gottfriede dachte: Du mußt unrecht, ihn reden zu lassen, ihm durch dein Gewähren Hoffnung zu machen, wo doch keine Hoffnung ist. Du darfst sein Herz nicht so mißbrauchen. Du mußt abbrechen, solange es noch Zeit ist. Aber einmal in ihrem Leben wollte sie die Liebe sprechen hören, ehe sie den trüben Weg aller Einsamen ging. Es war so süß, seine Nähe zu fühlen, es war so süß, ihn reden zu hören von all dem, was das Glück ihrer jungen Tage ausmachte.

Und Döring von Cocceji sprach von ihrer gemeinsamen Kindheit und Jugend, wie sie als Nachbarinder miteinander aufgewachsen waren, Bruder und Schwester fast, sich genedelt, gestritten und geküßt und lieb gehabt, wie Kinder tun, bis sie größer geworden und auseinander gewachsen waren und sich fremd geworden mit den Jahren, und sein Leben wäre immer ärmer geworden und leerer, und er hätte immer nur von der Erinnerung gelebt, von der Erinnerung an die Kindheit und an sie.

Und Gottfriede sah es alles vor sich; die Fohlenkoppel auf der großen Wiese im Paalover Park, die gelben Kieswege zwischen den Blumenrabatten, den Petunien und blauen Glockenblumen, die Kirschbäume an der Allee, und in den Zweigen hing es gelb und rot und schwarz wie Granaten, Korallen und Bernstein; er sah oben im Laub und warf ihr hinab, soviel ihr Musselinschürchen fassen konnte, und lachte, wenn sie nicht fing, und ließ ihr die Kirschchen in das braune Haar fallen. Und oft des Sommerabends auf dem kurzen Heimweg nach Henkenhagen gingen sie Arm in Arm vor den Eltern und Geschwistern her, hießen Braut und Bräutigam und nahmen den Scherz für eitel Wahrheit und küßten sich, denn so gehörte es sich für zwei, die sich lieb haben. Der Tau fiel, der Wachtelkönig rief im Weizen und hinten am Walde der Ziegenmelker, die Birken dufteten und das Korn, am Himmel fand sich langsam Stern zu Stern, aus der Dämmerung kamen Fledermäuse und Eulen, Kröten hüpfen über den Weg, und Käfer flogen. Der sanfte Klang des Abendliedes zog ihnen voraus, die Felder ruhten, und die Wälder schliefen.

So gingen sie beide dahin auf dem Pfade am Fluß und gingen durch das seligste Land, das eines Menschen Seele kennt, durch das Land der unschuldigen und süßen Kindheit, als wäre alles noch wie damals und sie einander nah und vertaut wie in jenen Tagen. Und dann kam das Wort, das den Traum in die Wirklichkeit hätte führen sollen, und es riß doch alles entzwei wie mit einem bloßen, hauenden Schwert und machte allem Glück ein Ende, als Döring von Cocceji Gottfriede fragte und sie die Antwort gab, die sie doch geben mußte um seiner willen und um ihrer willen. Ach, sie hätte den Kopf an seine Brust legen mögen und weinen vor Seligkeit: Nimm mich, Döring, ich warte ja auf dich seit vielen Tagen, aber ob ihr Herz brannte, waren ihre Worte hart und kalt, als spräche sie zu einem Fremden. Ihre Seele zuckte in Schmerz und Reue, aber um ihren Mund regte sich nichts. Döring von Cocceji schlug die Hacken zusammen, und die Sporen klirrten, als zerbräche Glas. Er faßte den Pallasch in der Mitte und wandte sich dem Städtken zu.

Eine Bank war am Wasser, aus ein paar rohen Brettern zusammengeschlagen, für die Treidler zum Ausruhen, wenn sie stromaufwärts zogen. Darauf setzte sich Gottfriede, und als sie Döring von Cocceji nicht mehr sah und das Grün der Büsche ihn verdeckte und ihr zum Bewußtsein kam, daß nun alles aus wäre und vorbei, daß keine Stunde wiederkehren werde wie diese, stiegen die Tränen hoch und fielen auf die Blumen und in das Gras. Das Herz wollte ihr zerpringen, als wäre auf Erden noch nie zuvor so schweres Leid über ein Menschenkind gekommen, und waren doch schon so viele heiße Tränen auf diesen Pfad gefallen und war hier im

weißen Rasen schon so starke Liebe in Scherben gesprungen. Und Erdmann Herbrich, der Türmer, sah es heute nicht zum erstenmal, daß zwei hinauswanderten, Seite an Seite, und sich voneinander schieden, der eine hierhin und der andere dorthin. Es war mit der Liebe nicht wie mit dem Strom; es kamen nicht alle ans Ziel, und es fand nicht jedes Herz das Meer.

*

Johann Sonnenkrut saß an seinem Webstuhl, regte aber nicht Hand noch Fuß, hatte den dicken Vorst (Gesangbuch) auf der Kette liegen und das Schiffschen blank und glatt auf den Blättern, daß sie nicht umschlügen, machte die Augen halb zu und hob die spitze Nase wie eine Brigg das Bugspriet vor dem Winde, ließ die Frau im Garten mit Pflanz und Tschüh die Röhrlin aus Messeln und Sträuchern zusammenholen und sang:

Ein Wetter ziehet auf,
Mein Herz zu Gott hinauf.

Denn was Erdmann Herbrich im Turm wie eines Mannes Hand am Horizont gesehen hatte, war schwarz und drohend heraufgezogen und füllte den Himmel von einem Ende zum andern. Die Wolken wälzten sich widereinander wie Berge, die blauen, die den Regen, die rötlichen, die den Hagel brachten und die dünnen, weiß und gelblich wie Schwefeldampf, aus denen die Blitze fahren wollten, wenn ihre Zeit gekommen war. Der Wind sprang wie ein Ziegenbock bald hierhin, bald dorthin, wühlte den Staub auf der Dorfstraße auf und stieß beim Schneider Fernow das Fenster ein. Die Mütter riefen nach ihren Kindern; Lehrer Bewersdorf verwahrte sein Bienenhaus, Pastor Krenzlin ließ Schlüssel auf den Boden stellen, wo es durchregnen konnte, Schwäpenheuer legte Nalreusen, soviel er noch hatte. Der Windmüller nahm die Splintsegel aus den Flügeln, Jochen Korthals schloß das Spritzenhaus auf und zog die Tonnen vor; der Wassermüller schrie Hann Käsebieter, den Knecht, an, er solle die Schleusen hochwinden. Aber der saß auf seinem Mehlsack beim Schweinepfer, kante auf beiden Backen, fütterte den Kater Peter mit Speck und brummte: „Ich wat, so hild wird dat woll nich wesen,“ und war das gleiche Kaliber wie Hinrik Sewentritt. Denn als Obböter durch die Ställe ging, ob alles in Ordnung und jeder auf seinem Posten wäre, wenn es losbräche, fand er den Ochsenknecht nicht bei seinem Hornvieh. Er hatte Hedken in den Gemüsegarten laufen sehen, und nun sahen sie beide auf einem Stips hinter dem Schaffstall unter dem Holunderbaum, manns Hohes Unkraut, Disteln und Stechpalmen und Rälberkropf ringsum, hatten die Hände ineinander und waren für einen Augenblick selig auf dem stillen Flach, sahen neugierig in die Wolken, wie sie wirbelten, duckten sich scheu Seite an Seite, als wollte das Wetter in ihre Liebe schlagen, und fuhren bestürzt auf, als auf dem Hof der Inspektor nach dem Ochsenknecht rief. Aber Hedken hielt den Liebsten beim blauvarierten Halstuch fest: „Hinrik, ihrst giwost du din Mez. Dat trefft den Blich an. Un sleiht he di dod — Hinrik, so wahr as id di gaud bin, denn möt id int Water gehn.“

Binchen stieg auf den obersten Boden, wo es glühte wie im Backofen, und sah aus dem Giebelfenster, ob der Wagen aus der Stadt käme, aber es war dunkel geworden wie am Abend, und die Luft war so dick, daß der Blick nicht weiter reichte als bis zur Brücke über dem Bach. Der Wind ging hohl um die Ecken, und im Park bogen sich die Bäume. Es war nicht mehr wie vorhin, als er wie ein Böckchen dahersprang, er wogte in lang dahinrollenden Wellen wie das Meer. Der Ramsell ward angst um Gottfriede und angst um die Felder. Denn mit diesem Wetter kam kein sanfter, kein stiller und stetiger Regen, wie er not tat, der vom Himmel rieselte, als ständen Englein auf den Wolken und sprengten die Erde aus den himmlischen Kannen vorsichtig und mit Bedacht, daß kein Pflänzchen zu kurz käme, daß auch keines Schaden litt an dem, was ihm zum Leben und zur Erquickung sein sollte. Das würde daherstampfen wie Roffe und Reiter, würde vom Himmel

stürzen wie über ein Stauwehr und das Korn zu Boden schlagen wie mit Brettern. Ach, es ging eins über das andere.

Seufzend stieg sie wieder nach unten über die knarrende Treppe, an der Räucherkerzen vorbei, aus der der Wind den Rauch drückte, und sprach in ihrem Herzen und nicht wie Johann Sonnenkrut mit dem Munde, daß seine Frömmigkeit leuchte vor den Leuten: Dein Flügel wird uns decken.

Als der Sektierer bei dem vierten Vers war, die Luft einholte und eben aussehn wollte, kam ein Schlag, daß ihm Hören und Sehen verging; es war, als wollte die Erde zerreißen. Das ganze Häuschen wankte, im Spind an der Wand stürzten die Tassen um, und der Weber fiel vor Schreck unter die Bank, riß den Korb

mit Spulen über sich und den dicken Fort auf die Spitze und hochmütige Nase, und die Frau stürzte herbei, sah ihn liegen, schrie und meinte, es hätte ihn erschlagen. Aber er krabbelte sich schon wieder hoch, winkte stumm mit der Hand, daß sie hinausginge, rieb sich seine Hüfte und dachte an Jakob am Jordan, wobei er sich nicht im klaren war, ob bei jenem wie bei ihm die linke oder die rechte Hüfte Schaden genommen hätte. In diesem Augenblick jagte der gelbe Jagdwagen vorbei. Die Pferde waren grau von Schweiß, glatt und glänzend wie Nilpferde, und der Rappe, der sonst so gern faul war und die Peitsche immer hart aus dem Salz kriegen mußte, galoppierte wie Döring von Coccejs Fortuna beim Offiziersrennen, als hätte er ein Glas Sekt und einen Kognak mit Ei im Leibe. (Fortsetzung folgt.)

Die Narbe.

Von Georges Sim.

Geschrei, Lärm und ein wirres Durcheinander alarmierten plötzlich das schmutzgraue Zinshaus, das mit seinen endlosen Reihen schmaler Fenster, seinem komplizierten Netz von Korridoren und seinen gewundenen, dunklen Treppen vollkommen einer alten Kaserne glich.

Die fröhliche Kinderschar, die sich in dem kleinen, von Laugentümpeln bedeckten Hof herumgetummelt hatte, war ängstlich an die Mauer zurückgewichen. Konsternierte Frauen, notdürftig nur bekleidet, rotteten sich zusammen und besprachen aufgeregt das furchtbare Ereignis.

In einer Ecke hatte sich eine schweigsame Gruppe gebildet, die ein Weib umstand, das ausgestreckt auf dem holprigen Pflaster lag.

Nur die Hausbesorgerin hat alles gesehen.

„Ich schwemmte gerade meine Wäsche,“ erzählte sie bestürzt, „und da schaute ich zeitweise zu der Alten hinauf, die im zweiten Stock die Fenster putzte. Ich konnte es nicht begreifen, wie sie den Mut fand, so frei dort oben zu stehen. . . Ich bitt' Sie, in ihrem Alter. . . Sie muß ja schon an die Sechzig sein. . . Seit fünfzehn Jahren ist sie hier im Hause und hilft überall, wo man sie brauchen kann. Gestern noch hat sie statt mir die Treppe gelehrt, denn ich mußte ins Spital zu meinem Mann. . .“

„Wie? Sie ist also dabei heruntergefallen?“

„Natürlich ist sie heruntergefallen. Sie sehen doch, was geschehen ist. . . Auf einmal hörte ich einen Schrei, und ehe ich noch fassen konnte, was da eigentlich vorging, lag sie schon mit zerstückelten Gliedern vor mir. . .“

Außer den Frauen standen nur zwei sieche, zitternde Greise im Hof, denn die jüngeren Männer waren alle bei der Arbeit.

Niemand wagte sich ganz nahe heran, aber alle drängten sich, um etwas zu sehen, alle horchten, alle seufzten.

„Man muß doch einen Arzt rufen! Gleich nebenan wohnt einer. . .“

„Man war schon bei ihm, hat ihn aber nicht angetroffen. Meine Tochter ist soeben in die nächste Telephonzelle gelaufen, um das Spital anzurufen.“

Die Sonnenstrahlen, die gerade senkrecht in den Hof fielen, beleuchteten die Verunglückte. Sie hatte ein merkwürdiges Aussehen: die harten Züge ihres Gesichts waren von tiefen Furchen durchzogen, ihr Körper stat in einem dunklen, altmodischen Kattunkleid, und an den Füßen trug sie große Schuhe mit niedrigen Absätzen.

„Das ist doch schrecklich,“ bemerkte mitleidig eine der Frauen.

„Die Nermste hatte ohnedies nur Rot und Glend zu tragen.“

„Könnte man sie nicht auf ein Bett legen?“ ließ sich eine andere hören.

Die Verwundete seufzte auf. Von Zeit zu Zeit öffneten sich ihre Augen und starrten verängstigt auf die Leute ringsum. Trat ihr jemand zufällig näher, da stieß sie einen rauhen Schrei von sich und versuchte, sich zu bewegen, als wollte sie entfliehen.

Ihre Beine, die unter den Kleidern eine regungslose Masse bildeten, mußten gebrochen sein. Genauer konnte man noch nicht sagen, denn man sah nur die ungewöhnlich großen Füße.

„Rühren Sie sich nicht! Der Doktor wird gleich kommen,“ flüsterte ihr jemand zu.

Mit gedämpfter Stimme erzählten sich die Leute von der „Alten“ — was für einen Namen sie hatte, wußte eigentlich niemand — und alle Gespräche stimmten darin überein, daß es eine unglückliche, weiß Gott woher gekommene Frau war, die für einige Sous bereitwillig Geschirr wusch, auskehrte und frothierte, kurz, jeden von ihr verlangten Hilfsdienst versah, dabei aber höchst schweigsam war und immer mit Bliden umherging, als hätte sie vor jedermann eine unaussprechliche Angst.

Die Kinder wollten sich jetzt ihr nähern, aber man jagte sie wieder gegen die Mauer zurück. Ein ganz Kleines, das noch nicht

gehen konnte, und das man in einen Winkel gesetzt hatte, begann verzweifelt zu schreien und rieb sich die Augen mit den schmutzigen Fäustchen.

Endlich wurde das Rattern eines Automobils vernehmbar, eilige Schritte näherten sich vom Korridor her.

Die Leute begannen sich gegenseitig zu stoßen und machten Platz.

„Herr Doktor, eine alte Frau ist verunglückt. . .“

„Sie putzte die Fenster im zweiten Stock. . .“

Anstatt des Inspektionsarztes, den eine dringende Amtshandlung im Spital zurückgehalten hatte, war ein zufälliger dort anwesender Polizeiarzt gekommen.

Er beugte sich über den Körper der Liegenden und hatte sofort alles begriffen.

„Geh! etwas zurück,“ befahl er. „Laß mich allein da. . .“

Er betastete ihre Glieder, während es in den Augen der Verwundeten wie Wahnsinn aufleuchtete. Des untersuchenden Arztes hatte sich aber die größte Verblüffung bemächtigt.

„Ein Mann!“ murmelte er zwischen den Zähnen. „In diesen Aufzug?“

Der andere versuchte, ihn mit Aufgebot seiner ganzen Kraft zurückzustößen, sank aber sofort wieder schlaff zu Boden.

Die Oberschenkel waren von dem furchtbaren Anprall gebrochen, besser gesagt, zermalmt, und aus einer geringfügigen Wunde an der Stirn sickerte etwas Blut.

„Ruht den Krankenwärter und den Chauffeur!“ sagte der Arzt, nachdem er mit der ersten Untersuchung fertig war.

Während man den Verwundeten aus dem Hof trug, richtete der Arzt noch einige Fragen an die Anwesenden.

„Fünfzehn Jahre sind es schon her, sagen Sie? Wissen Sie es auch bestimmt, daß es fünfzehn Jahre sind, seitdem er. . ., seitdem sie sich hier im Hause befindet?“

Der Chauffeur ließ den Motor anlaufen, und der Rettungswagen rollte davon. Der Arzt beugte sich nochmals über den in Frauenkleidern stehenden Mann, faßte ihn an der Hand und wollte den Puls fühlen.

Ein Schrei der Ueberraschung entrang sich seiner Kehle, denn er hatte eine Narbe bemerkt, die den Daumen dieses Menschen der ganzen Breite nach durchzog.

„Hedouin!“ stammelte er.

Die Augen des Verwundeten bohrten sich in die seinen. Vom Kopfe war ihm die graue Perücke herabgeglitten und hatte einen Teil des lahnen Schädels entblößt.

„Hedouin,“ wiederholte der Arzt mit tonloser Stimme.

Ja, ja, er konnte sich genau noch an alles erinnern. . . Es war ein furchtbares Verbrechen, mit dem er sich als Polizeiarzt damals zu beschäftigen hatte. In Bluteaux war eine alte Frau ermordet und beraubt worden, und der Mörder hatte die Matrasse aufgeschnitten, in der sich angeblich Banknoten und Papiere im Werte von sechzig- oder achtzigtausend Franken befanden. Er selber hatte damals die daktyloskopische Aufnahme eines Fingerabdrucks gemacht, der haargenau wie dieser Daumen von einer Narbe durchzogen war.

Der Rettungswagen sauste eilig durch die Straßen, und im gleichen Takte wie er auf dem Pflaster sprang, rollte auch der Kopf des Verwundeten hin und her.

„Sie sind doch Hedouin, nicht wahr?“ fragte der Arzt.

Der andere senkte nur die Lider zum Zeichen der Bejahung. Das frühere Entsetzen war aus den Zügen gewichen, die ängstliche Spannung hatte vollkommen nachgelassen; er lag jetzt da, als wäre ihm plötzlich alles gleichgültig geworden, wie einer, der sich bereits mit allem abgefunden hat.

„Man dachte, Sie seien über den Ozean geflüchtet,“ setzte der Polizeiarzt weiter fort. „Was haben Sie mit dem vielen Geld getan?“

Etwas wie ein Lächeln voll unbeschreiblicher Bitterkeit trat auf die blutleeren Lippen des Mannes.

„Oh, Geld . . . viel Geld . . .“ flüsterte er wie ihm Traum. Er raffte seine ganzen Kräfte zusammen, daß sich sein Brustkasten hoch unter der groben Kattunbluse wölbte; dann zückte er mit zusammengepreßten Zähnen:

„Achtundfünfzig Sous waren es!“ Der Schmerz in den gebrochenen Schenkeln entrang ihm einen qualvollen Seufzer, während sich sein Gesicht in krampfhaften Zuckungen verzerrte.

„Achtundfünfzig Sous,“ wiederholte er. „Und so viel Blut, so viel Angst. Fünfzehn Jahre unaussprechliche Angst bei Tag und bei Nacht!“

Man hörte kaum, was er sprach, er wollte aber reden, wollte seinem Groll, der ihn würgte, freien Lauf lassen.

„Ach, fünfzehn Jahre die Alte sein müssen . . . Geschirr waschen, reiben, Stiegen kehren, Not leiden, jede Minute zittern, daß man erkannt wird . . . Und das alles für achtundfünfzig Sous!“

Der Kopf fiel ihm wieder auf das Rissen zurück, ein besreites Lächeln trat auf seine Lippen.

Das Auto fuhr in den hellen Spitalshof ein.

„Besser so, viel besser,“ murmelte er. „Was droht mir denn noch? Das Bagno? Die Guillotine? Es sei . . ., ich bin bereit. Nur nicht mehr Angst haben, nicht mehr zittern müssen.“

„Achtundfünfzig Sous!“ sprach fröstelnd zu sich der Arzt.

Aut. Uebersetzung aus dem Französischen.

Tabacol.

Der Stoff, der sich unter diesem schönen Namen verbirgt, ist keineswegs etwa ein Ersatzpräparat für unverbesserliche Kettensmoker; vielmehr handelt es sich hierbei um ein Gift, dessen Herstellung aus den Bestandteilen des Tabaks einem jungen italienischen Chemiker nach langen Versuchen gelungen ist. Das neue Gift ist so stark, daß ein einziger Tropfen vollkommen genügt, um einen gefunden Menschen auf dem kürzesten Wege in ein besseres Jenseits zu befördern — es ist also im wahrsten Sinne des Wortes „nur einmal einzunehmen“. Besonders seltsam ist ferner die Eigenschaft, eine scheinbar natürliche Todesursache vorzutäuschen. Auf welche Weise das Gift verwertet werden soll, läßt sich gegenwärtig noch nicht beurteilen.

Fünf Minuten Chinesisch.

Phantastisch und geheimnisvoll, wie die Götzenbilder im Reich der Mitte, starrten den modernen Europäer auch die Schriftzeichen des Chinesen an, scheinbar ebenso sinnlos wie phantastisch. Dem Kenner dagegen enthüllt sich beim Studium dieser Zeichen oft ein tiefer Sinn und, es mag sonderbar klingen, zuweilen auch ein launiger Humor.

Humor in diesen bizarren, geheimnisvollen Zeichen? Es ist so. Die Chinesen haben bekanntlich keine Lautschrift, sondern sie textieren mit Bildern. Wer diese Zeichen länger betrachtet, wird mit einigem Geschick, ohne auch nur ein Wort der chinesischen Sprache zu verstehen, aus der Schrift doch manches herauslesen können.

Der gelbgesichtige, bezopfte Sohn des Ostens verrät in seiner Bilderschrift Sinn für Satire, die er mit Vorliebe gegen das weibliche Geschlecht richtet. Aus dem Alltag, der Erfahrung seines asiatischen Daseins, bildet er seine Schriftzeichen. Ein kleines Beispiel für den Humor in der chinesischen Schrift ist das Zeichen der „Frau“. Wenn man nämlich dieses Zeichen zweimal nebeneinanderlegt, so erhält für den Chinesen dieses neue Bild den Sinn „Zank“. In dreifacher Ausführung wird aus der ursprünglichen Bedeutung „Frau“ gar „Meble Nachrede“.

Sehr hübsch sind auch die Abteilungen, die die chinesische Schrift mit dem Bilde der „Tür“ vornimmt. Der „Bettler“ ist z. B. eine Kombination der Zeichen von „Tür“ und „Mund“, denn die Tätigkeit eines solchen armen Teufels besteht in einem Mund, der sich der Tür nähert. Recht boshaft ist das Zeichen für „lauschen“, nämlich eine „Tür“ nebst einem „Ohr“. Eine große Behaglichkeit spricht aus der Form, wie der Chinesen den Begriff „Glück“ wiedergibt. „Welcher Mensch ist am glücklichsten?“ fragt sich der weise Mann des Ostens, und er gibt darauf die salomonische Antwort: „Der Bauer, der den Reis seines Feldes ist.“ Demzufolge schreibt man das „Glück“ mit dem Zeichen des Bauern, vermehrt um das Bild für „Mund“. Der einfachere Begriff „Bauer“ selbst besteht aus dem Zeichen des „Mannes“, der neben dem „Feld“ steht.

Das gerade Gegenbild des glücklichen Bauern ist nach chinesischer Auffassung der „Gefangene“; ein Begriff, der sich sehr einfach schreiben läßt. Er ist das gewöhnliche Bild des „Mannes“, umrahmt von vier Tuschstrichen, die einen Kerker bedeuten.

Von genialer Einfachheit ist die Art, mit der man in China den komplizierten Begriff des „Horizonts“ wiedergibt: Es ist die Sonne und darunter ein Strich.

„Nacht“ ist übrigens „Sonne“ und „Mond“ nebeneinander. Eine bedeutende Wertschätzung der eigenen Männlichkeit enthüllt uns die Form, in der der Chinesen das Adjektiv „groß“ darstellt; es ist das Zeichen des „Mannes“, gekreuzt von der Ziffer „eins“.

Zimmerlin muß auch der stolze Chinesen zugeben, daß der Himmel noch höher ist, als er selbst, und so malt er ihn mit dem Zeichen „Mann“ und einem tüchtigen dicken Strich darüber. Chinesisch zu lernen ist, nach diesen Beispielen zu urteilen, gar keine so langweilige Sache.

Aus aller Welt.

Greta Garbo erzählt: „Wie ich wurde.“ — „Wenn ich nicht über das Leben nachdachte, träumte ich. Träumte, wie ich Schauspieler werden könnte. Niemand von meiner Familie war je bei der Bühne gewesen. Dieser Drang war, wie ich glaube, mit mir geboren. Als kleines Schulfädchen bekam ich einige Wasserfarben, wie sie in den Schulen zum Malen gebraucht werden. Ich malte damit Bilder auf mir, ich pflegte damit meine Lippen und meine Wangen zu bestreichen, und ich dachte, so müßten es wohl die Schauspieler auch machen. Lange bevor ich das erste Mal im Theater war, tat ich dies. Ich weiß nicht, woher ich das hatte. Von Bildern, von Gesprächen oder aus mir selbst — aus meinem Innern.“ So plaudert der berühmte Filmstar Greta Garbo in einem Bilderartikel der neuesten Nummer des „Illustrierten Blattes“ (Nr. 17), das auf dem Titelblatt eine neueste Spezialaufnahme der beliebten Filmkünstlerin zeigt. In das Reich der leichteren Kunst führt ein zweiter Artikel: „Wie entstehen unsere Schlager“, während die große Reise nach Amerika in einem Aufsatz: „Ein Abenteuer macht einen Start“ fortgesetzt wird. Die berühmte Canadian-Pacific-Eisenbahn, die Amerika von Osten nach Westen durchquert und durch die Korntammern des unerforschlichen Landes führt, wurde durch die private Initiative eines einzigen alten Mannes, Georg Steven, gebaut. Die Bilder zeigen besonders anschaulich, durch welche verschiedenartige Landschaften diese großartige Eisenbahn führt. Dem Interesse an Technik kommt ein lehrreicher Bilder-Aufsatz: „Beton als Gestalter“ entgegen, und der aktuelle Teil wird durch Berichte über die Unruhen im indischen Parlament ausgefüllt. Eine humoristische Seite von George G. Robbe: „Alles Theater“ vervollständigt die besonders reichhaltige Nummer, die von Anfang der Woche an zu haben ist.

Gedenktage.

24. April. Benjamin Baultiers 100. Geburtstag. Der liebenswürdige Genremaler wird an seinem hundertsten Geburtstag gewiß nicht gefeiert werden. Doch verdient er es wohl, daß man sich seiner und seiner Kunst erinnert. Baultier ist am 24. April 1829 in Morger bei Genf geboren, am 25. April 1898 in Düsseldorf gestorben. Das Zeichnerische überwiegt in seinen Bildern das Malerische. Man begreift, daß es ihn auch zur Illustration literarischer Werke zog, und so haben wir u. a. von Baultier illustrierte Ausgaben des Immermann'schen „Oberhof“, des „Barfüßler“ von Auerbach, Lichtward, der Baultier gelegentlich der Baultier-Ausstellung in Berlin 1899 neben Knaus und Desfregger stellte, nannte ihn den zartesten, weiblichsten unter ihnen. „Alles Derbe, Heftige, Forsche liegt ihm nicht. Seine Kranken werden wieder besser, seine Unglücklichen haben gute Freunde, die sie nicht verderben lassen. Wo er einmal verfußt, den Bann seines liebenswürdigen Naturells zu durchbrechen, gibt es einen Mißklang.“ Bekannt sind besonders Baultiers Bilder „Erste Tanzstunde“ (Berlin), „Tanzpause“ (Dresden), „Kartenspieler“ (Leipzig), „Toast auf die Braut“ (Hamburg) und „Weichenschaum“ (Köln).

26. April. Zum 100. Geburtstag Willroths. Der berühmte Chirurg, dessen Geburtstag sich am 26. April zum hundertsten Male jährt, war eine geniale Persönlichkeit, deren Reiz noch heute in seinen Briefen spürbar ist. Er war in Bergen auf Rugen geboren, wirkte seit 1860 in Zürich, seit 1867 in Wien, wo er 1887 Mitglied des österreichischen Herrenhauses wurde. Er starb am 6. Februar 1894 in Abbazia. Er, der schon als Student in Göttingen für die schwedische Nachtigall Jenny Lind geschwärmt hatte, war sehr musikalisch. Aus seinem Nachlaß erschien auch ein kleines Buch: „Wer ist musikalisch?“ Seine Lebensgeschichte findet man in Erich Ebsteins „Ärzte-Memoiren aus vier Jahrhunderten.“ Sehr lesenswert sind die Briefe, die J. Fischer unter dem Titel „Theodor Willroth und seine Zeitgenossen“ 1929 herausgegeben hat. Eine kleine Monographie Willroths von Gersung erschien 1922.

Fröhliche Ecke.

Mißverstanden. „Warum haben sie mit dem Huber, ihrem besten Freunde, gebrochen?“

„Weil er mir ins Gesicht schleuderte, ich hätte ihn um zwanzig Mark beschwindelt! Das war zu viel!“

„Wie viel war's denn?“

(„Fliegende Blätter“)

Die Notbremse. Karlchen muß ruhig dabeisitzen, wie eine Dame, die zu Besuch da ist, ein Klavierstück vorspielt. Es ist eine Sonate — die Sache hört überhaupt nicht auf. Dazu bearbeitet die Dame fortwährend das Forte-Pedal. Blöcklich steht Karlchen auf, geht zu ihr und sagt: „Ich glaube, Sie müssen links treten, das ist die Bremse.“ (Dt. Wochenztg. f. d. Niederl.)